

KERSTIN CANTZ | Die Schmetterlingsjägerin

KERSTIN CANTZ

Die
Schmetterlings-
jägerin

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House fsc-deu-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Copyright © 2008 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Barbara Raschig
Herstellung | Helga Schörnig
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

978-3-453-29038-9

Für Stefan

*Vielleicht war es so, vielleicht war es nicht so,
aber es hat so sein können.*

MARK TWAIN

Bei den kursiv gedruckten Passagen Leopoldines handelt es sich um wortgetreue Zitate aus den Briefen der Erzherzogin von Österreich und Kaiserin von Brasilien. Rechtschreibung und Grammatik wurden zugunsten der Lesbarkeit dem heutigen Sprachgebrauch angepasst: zitiert nach den Biografien von Carlos H. Oberacker: »Leopoldine. Habsburgs Kaiserin von Brasilien«, Wien 1988, und Olga Obry: »Grüner Purpur«, Wien 1958

ERSTES KAPITEL

NELE

Bremen, im Oktober 1824

Niemand wusste mehr so genau, wie alt ich eigentlich war. Das Wachstum stellte ich kurz vor meinem zwölften Geburtstag ein; seitdem waren fast acht Jahre vergangen, eine einfache Rechnung also. Doch die Menschen, mit denen ich lebte, zwang es zum gelegentlichen Abzählen der Jahre. Nachdem sich die schlimmste Befürchtung, ich könnte an nervösem Fieber leiden und einen Buckel ausbilden, nicht erfüllte, hörte Mama damit auf, sich Sorgen zu machen. Ich nehme an, sie beschloss irgendwann, mein wahres Alter schlicht zu vergessen. Den Teufel tat sie, es sich ins Gedächtnis zu rufen, das ersparte ihr den Kummer darüber, dass ich nicht zu verheiraten war. Eine Weile glaubte ich fest daran, dass gewisse Vorteile darin lagen, für ein Kind gehalten zu werden.

Unsere Hausschneiderin brachte die Sache ans Licht, etwa ein Jahr nach Vaters Tod. Wie in jedem Frühling nahm sie damals im Wintergarten unseres Stadthauses Maß für die neuen Kleider. Erstaunlich lange war niemandem etwas aufgefallen, doch es war eben so vieles geschehen, was die Aufmerksamkeit meiner Familie in Anspruch genommen hatte (genauer gesagt derer, die davon noch übrig waren).

»Ich weiß es doch ganz sicherlich«, sagte die Schneiderin und untersuchte die Ärmelsäume meines Kleides. Sie zog meine Handgelenke dicht vor ihre kurzsichtigen Augen und ließ sie wieder fallen.

»Das Kleid habe ich vor nicht ganz zwei Jahren gemacht, die Säume sind ein bisschen abgestoßen. Aber sonst ...«

Sie ließ nach Mama schicken und fragte mich: »Weißt du denn das selbst gar nicht, Kind?«

Was sollte ich darauf schon antworten? Mich erstaunte, dass es möglich war, gewisse Fortgänge in meinem Körper aufzuhalten, und zuweilen war ich mir selbst nicht geheuer.

Mama wollte – wie es ihrer Art entsprach – von alledem nichts glauben, doch die Schneiderin hielt ihr ein jadegrün gebundenes Büchlein hin, fuhr mit dem Finger an den Maßstabellen der Familie entlang und tippte auf die Stelle, wo mein Name stand.

»Da kann ich die alten Schnittmuster wieder verwenden. Die Deern sollte doch im Wachstum sein. Wenn das mal nichts Bleibendes ist.«

»Ach was«, sagte Mama, und die Schneiderin verließ damals das Haus mit ihrem letzten Auftrag für uns, obwohl sie schwor zu schweigen. »Es gibt nichts zu schweigen«, sagte Mama, »in dieser Sache nicht.«

Sie behielt mich nicht sonderlich lange im Auge deswegen. Sie erwog, einen Arzt zu konsultieren, und verwarf es wieder. Meine Mutter war sehr mit ihrer ältesten, ihrer schönsten, ihrer liebsten Tochter, Philine, beschäftigt in diesen Zeiten.

Ich hielt dafür unseren Hauslehrer in Atem, der in eben denselben Zeiten häufig mit seiner Melancholie beschäftigt war. Mein Vater hatte Magister Erasmus Böving zu unserem Lehrer gewählt, damit seine Töchter einen Unterricht erhielten, der gemeinhin für Söhne vorgesehen war. Mama ahnte nicht, wie bitter sie es bereuen musste, dass sie nicht eine Gouvernante

durchgesetzt hatte oder die Höhere-Töchter-Schule. Und schließlich lebte Vater nicht einmal mehr, dass sie es ihm hätte vorwerfen können.

Zunächst glaubte ich, dass Mama den Magister nur deshalb entließ, damit er nicht hinter unser Geheimnis kam. Doch es war sein eigenes, das für sein Verschwinden ausschlaggebend war. Er hatte es wohl nicht leicht mit mir, bewirkte jedoch viel. Damit meine ich, dass ich einiges von ihm lernte. Immerhin zeigte er mir, wie man einen Schmetterling tötet, und das ist der gute Teil, der mich an ihn erinnerte.

Es war ein Admiral – mein erster. Fast hätte ich ihn übersehen, weil er die Flügel zusammengelegt hatte, um sich zu tarnen. Ich erwischte ihn auf der Blüte eines Rittersporns mit dem Netz. Böving brachte mir bei, wie man die Schmetterlingsbrust mit Zeigefinger und Daumen zusammendrückt. Leicht, in einer ebenso schnellen wie sanften Bewegung, damit bloß nicht durch die flatternden Flügel der zarte Farbestaub verloren ginge. Er ließ mich die Insektennadel durch den erstaunlich harten Leib des Falters bohren und ihn in die mit Torf ausgelegte Schachtel stecken.

»Nun, Nele«, hatte Böving gesagt, »können Sie ihn Ihrer Mama bringen.«

Er wusste eben nicht, dass Mama für derlei nicht zu begeistern ist. Emilia wusste es. Sie flüsterte: »Oder wir könnten ihn auch zeichnen.« Was wir im Übrigen dann taten. Emilia mit ihrer Akribie schuf eine vollkommene Abbildung des Falters, ich fand ihre Zeichnung deutlich gelungener als meine. Ich stieß mein Tuschefässchen um und tat nicht einmal so, als sei es ein Versehen. In Emilias Bewegungen kam nicht die geringste Hast. Den Leinlappen, mit dem sie die Tusche auffing, bevor das Königsblau vom Tisch laufen und auf ihr Kleid tropfen konnte, schien sie wie zufällig parat zu haben.

»Ich war sowieso unzufrieden damit«, sagte sie, ohne aufzublicken. Das verdorbene Blatt mit ihrer Zeichnung faltete sie zusammen. Der schnurgerade Scheitel schimmerte wie ein Ausrufezeichen über ihrem Madonnengesicht. Die linke Augenbraue war möglicherweise eine Winzigkeit angehoben, aber nur möglicherweise. So war meine zweite Schwester, die Mittlere von uns Mädchen. Das war Emilia. Nein, besser sollte ich sagen, so war sie eine sehr lange Zeit.

Ausgerechnet ihr, und das konnte ich bis zur jetzigen Stunde nicht fassen, hatten wir es zu verdanken, dass wir schon bald an Bord einer Brigg namens *Dora* gehen sollten, um dem alten Europa davonzusegeln.

Was Emilia auf sich nahm, hatte nicht nur mit meiner Sache zu tun. Vor allem hatte doch, was Emilia auf sich nahm, mit Philine zu tun. Sie verließ uns Hals über Kopf, ohne jeden Abschied, den sie selbst am wenigsten ertragen hätte. Dies zu glauben, ließ mich ihr verzeihen, dass sie mich zurückgelassen hatte. »Weggeworfen an ein unaussprechliches Nichts«, weinte Mama, und für die Ehe mit einem Ehrenmann verdorben. Sie verbot uns, Philine und den Unaussprechlichen jemals auch nur wieder zu erwähnen, woran ich mich zunächst keineswegs halten wollte. Mindestens zwischen uns übrig gebliebenen Schwestern hatte ich versucht, Philine am Leben zu halten. Doch als ich damit bei Emilia nie etwas anderes in Gang setzte als stumme Tränenströme, gab ich es auf, denn quälen wollte ich sie nicht.

Umso mehr versetzte es mich in ungeheure Wut, als dann Emilia Bereitschaft zeigte, sich verschachern zu lassen. An einen fremden, einen im Grunde steinalten Mann! Es passte so sehr zu ihr, dass ich sie schütteln wollte, damit sie endlich damit anfinge, etwas zu tun, was nicht auf diese schnuckenhafte Weise zu ihr passen mochte. Allein, man kann einen Menschen

wie Emilia nicht schütteln, das ist ausgeschlossen. Wenn ich meine Schwester mit einem Heideschaf verglich, meinte ich es unbedingt zärtlich.

Ebenso wie Mama Menschen verschwinden lassen konnte, wusste sie nämlich welche auftauchen zu lassen, im gleißenden Licht ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Naheliegenderweise solche, von denen sie sich etwas versprach. Dabei unterlag ihre Menschenkenntnis oft fatalen Fehleinschätzungen, so geschehen bei ihrer Wahl eines Heiratskandidaten für Philine, so geschehen bei der Entscheidung für den elegantesten der zur Debatte stehenden Herren, in dessen Hände sie nach Vaters Tod die Geschicke des Tuchhauses Breker legte. Angeblich hatte dieser beste Kontakte nach Manchester zu Jersey & Co., die mit Twisten handeln und an deren unaufhaltsamem Aufstieg zu einem Geschäft von Weltgeltung wir durch eine Partnerschaft teilhaben sollten. Mama träumte bereits von ausgedehnten Reisen nach England. Das Geschäft, welches sich mit Vaters letzten Anstrengungen gerade erholt hatte, setzte Mister Jersey, wie wir ihn später nannten, wenn wir dem Elend einen Namen geben mussten, schnurstracks, jedoch stets vorzüglich gekleidet, in den Sand. Er liquidierte alles, worauf er Zugriff hatte, und machte sich davon.

Nur Monate später übersiedelten wir vollständig ins Sommerhaus. Unser großes Haus in der Stadt wurde vermietet – es zu verkaufen, brachte Mama nicht übers Herz. In jenen Tagen sprach sie oft vom alten Papendieck, der nach dem Niedergang seines Geschäfts in der Faulenstraße seine sämtliche Habe verkaufen musste.

»Ganz und gar alles«, sagte Mama. »Als sie das letzte Stück aus dem Haus getragen haben, fiel er um und war tot. Schrecklich. Ich bin in dieser Hinsicht durchaus gefährdet. Und wer soll sich dann um euch kümmern, meine Töchter?«

Ja, wer? Die dafür infrage kamen, waren schließlich fort.

Weniger uns als der Bremer Gesellschaft wollte Mama den Umzug aufs Land mit ein paar Rousseauschen Zitaten plausibel machen – ein sinnloser Aufwand, mit Rousseau brauchte man in Bremen niemandem zu kommen. Allerdings interessierte meine Mutter das wenig. Sie hatte unsere Pleite in eine hübsche Idee gekleidet, die in der Hauptsache für sie selbst glaubhaft klingen musste. Zudem schlug sie zwei Fliegen mit einer Klappe, denn sie schaffte mich den Leuten aus den Augen. Seitdem waren wir informiert über unsere Lage und hatten gegebenenfalls ein Wort von Rousseau parat.

Trotz unseres so reichen Lebens inmitten von Holunderbüschen und Kletterrosen, umgeben von Linden, Erlen und Eschen, wünschte Mama Mister Jersey noch immer dreimal am Tag den Tod, und Emilia faltete die Hände. Und so blühte uns schließlich der Major.

Wo auch immer sie ihm zum ersten Mal begegnete – ich nehme an, es war bei Konsul Stüve und seiner Frau, die sie zu ihren Gesellschaften einluden und ihr zu diesen Anlässen jeweils eine Kalesche schickten –, als Mama also vermutlich an der Seite des Majors dinierte, wird er sie gefragt haben: »Haben Sie Töchter, Madame?« Und sie hatte seine Frage sofort richtig gedeutet. Ohne Plan, wohin ihre Verheiratsstrategien führen sollten, war Mama erst einmal entzückt über die Möglichkeiten. Dieser Haltung, das gestehe ich, schloss ich mich schändlich schnell an, als die Rede auf Brasilien kam. Und das, obwohl ich mich fragte, warum nach allem, was wir hinter uns hatten, warum ausgerechnet jenem Mann zu trauen sein sollte, den Mama uns diesen Sommer ins Haus brachte.



An dem Tag, als der Major uns seine Aufwartung machte, um meine Schwester in Augenschein zu nehmen, hatte ich mir vorgenommen, ihm unbedingt mit äußerster Skepsis zu begegnen. Schon wie er in blauem Waffenrock und Schärpe unseren Garten durchschritt, als wollte er ihn vermessen, konnte er mir nicht gefallen. Doch welchen Eindruck er hinterließ, schien ihm herzlich egal. Der Ritter verschiedener Orden, wie Mama ihn uns bekannt machte, lächelte zur Begrüßung nicht und unterließ es, sich den Staub des Ritts von Bremen zu uns ins Oberneuland abzuklopfen. Das Haar klebte schweißfeucht um sein gerötetes Gesicht, doch das gab sich während des Essens.

Es war im Juli, Mama hatte in der Laube decken lassen, und Katrine hatte seit Langem einmal wieder Kükenragout mit Morcheln gekocht, was mir heute wie eine feierliche Ankündigung der Ereignisse vorkommt. Es blieb lange hell an jenem Abend, der unser Leben verändern sollte, wir brauchten nicht einmal die Lampions zu entzünden. Glyzinienblüten regneten auf uns herab, wenn Katrine beim Auftragen die Ranken streifte, und unser Gast, der das Alter meines Vaters gehabt haben dürfte, würde er noch leben, beeilte sich jedes Mal, sein Glas mit der Hand zu bedecken.

»Entschuldigen Sie«, sagte der Major und wandte sich an Emilia, die ihm gegenüber saß und den Blick noch nicht ein Mal gehoben hatte. »Eine Angewohnheit. Mir sind schon hässlichere Dinge ins Glas gefallen.«

»Ich lasse Ihnen ein neues bringen«, sagte Mama.

»Was waren das für Dinge in Ihrem Glas?«, fragte ich.

»Aber das wollen wir nicht wissen, Nele, Kind.«

»Ich würde es sehr gern wissen«, sagte Emilia zu der Schokoladenspeise auf ihrem Glastellerchen.

»Termiten, springende Spinnen, Käfer«, sagte der Major. Seine wasserblauen Augen blieben weiter auf Emilia gerichtet,

»weiße Würmer manchmal, die sich an dünnen Fäden von den Bäumen, unter denen wir saßen, herabließen ...«

»Wo denn, unter welchen Bäumen?«, fragte ich.

»Lieber Herr Major«, sagte meine Mutter, ihrer Gewohnheit folgend, an den interessantesten Stellen das Gespräch zu unterbrechen, »wollen Sie uns nicht lieber von Ihrem guten Freund Carl Deuritz erzählen?«

Bereitwillig kam der Major ihrer Aufforderung nach – denn schließlich war dies der Zweck seines Besuches. Er holte quälend weit aus für meinen Geschmack, um vom Werdegang seines Freundes zu berichten, welcher in Lübeck geboren und schließlich als junger Ingenieur in die Dienste des portugiesischen Königs gekommen war.

Bekanntermaßen waren wir mit Majestäten nicht ausgestattet, und dass es keinen Adel gab, adelte den Bremer, sagte man. Damit konnten wir alle gut leben, nur Mama nicht, allein bei der Erwähnung beliebiger Exzellenzen geriet sie vollkommen außer sich.

»In königlichen Diensten, als Ingenieur«, sagte Mama, »was tut man da?«

»Flüsse regulieren. Drainagen und so weiter. Der König schätzte seine Leistung außerordentlich.«

Während Mama ihren Fächer heftig bewegte, erfragte sie das Alter des Kandidaten, und wir erfuhren, dass der verwitwete Majorenfreund die vierzig schon weit überschritten hatte. Nun empfand ich den Plan, ihm Emilia als Braut anzutragen, als ganz und gar trostlos, zumal mir die Rede des Majors vom edlen Charakter seines Freundes reichlich übertrieben schien. So gut, wie er den Mann beschrieb, kann ein Mensch gar nicht sein.

Meine Schwester sagte und fragte nichts, obwohl es um sie ging und niemanden sonst. Schließlich holte der Major aus der Brusttasche eine Miniatur hervor, die den Carl Deuritz abbil-

dete, und gab sie ihr. Emilia stürzten die Tränen mit einer Macht aus den Augen, dass ich dachte: »Ist er zu allem auch noch hässlich?«

Ich fürchte, ich ließ meinen Gedanken laut werden, manchmal passierte mir das, denn Mama schickte mir einen von diesen Blicken, die etwas Ähnliches hervorrufen sollten wie der Biss einer giftigen Schlange – mindestens eine ganzheitliche Lähmung –, aber dazu kam es bei mir selten. Mamas Blick also prallte wirkungslos an mir ab, und ich entwand Emilia die Miniatur.

»Das soll er sein?«, fragte ich. Der Mann auf dem Bild sah weder alt noch sonderlich hässlich aus, mehr hätte ich dazu nicht sagen können, er hinterließ keinen Eindruck auf mich. Der Major stritt ab, dass es sich um ein verjährtes Porträt handelte. Es ging noch einige Male hin und her zwischen ihm und mir mit Verdacht und Verteidigung, wobei ich mich von Mamas strengen Flüstertönen, mit denen sie mich zur Raison bringen wollte, nicht stören ließ. Stattdessen bemerkte ich mit Vergnügen, dass es den Major Mühe kostete, höflich zu bleiben.

»Die junge Dame interveniert mit einer erstaunlichen Verve, nicht wahr?«

»Mir liegt daran, meine Schwester zu schützen, wissen Sie. Das tut hier sonst so recht nämlich niemand.«

»Cornelia!« Mama schnappte nach Luft und wurde blass. Wie sie das anstellt, weiß ich nicht, aber sie beherrscht es auf eine Weise, dass gewöhnlich Damen mit Riechfläschchen heraneilen und Herren ihr bestürzt ein Glas Wasser reichen.

Der Major zog eine flache silberne Flasche aus der Brusttasche. Während er etwas eingoss in den Verschluss, der ihm als Becherchen diente, hob Mama schon abwehrend und mit einem schwachen Lächeln die Hände. Der Major trank selbst.

»Und wo genau«, fragte ich, »reguliert Herr Deuritz derzeit Flussläufe?«

»Derzeit«, sagte er, »ist er mit einer anderen Aufgabe befasst. Mein Freund Deuritz wird die erste Landkarte des brasilianischen Kaiserreichs erstellen«, der Major schenkte nach und erhob sich, »ich darf sagen, im persönlichen Auftrag Seiner Kaiserlichen Hoheit.«

Bei Mama begann jetzt, das konnte ich ihr ansehen, der Verstand, mit dem sie ihr mütterliches Schauspiel in Gang setzte, messerscharf zu arbeiten.

»Bedeutet das ...«, sie unterbrach sich und hob scheinbar hilflos die Handflächen, »ich meine ... wo hat denn Ihr Freund sein Zuhause?«

»Auf seinem Landsitz nahe Rio de Janeiro.«

»Rio. Um Himmels willen«, flüsterte meine Mutter. Sie wandte sich wegen einer weiteren Karaffe Wein an Katrine. Für einen seltsamen Moment sah es so aus, als hielte sie sich an ihrer Schürze fest.

Mir nahm es den Atem vor Aufregung, und als sich Emilias Hand in die meine stahl, dachte ich, sie käme um vor schnuckenhafter Angst. Da lag ich falsch. Es ging ihr um die Miniatur, die sie wieder an sich brachte.

»Woran ...«, fragte sie den Major, »... wie hat Carl Deuritz seine Frau verloren?«

Er war so überrascht, ihre Stimme zu hören, die stets sanft war wie ein leiser Lufthauch, dass er ihr ohne Umschweife antwortete.

»Sie ist im Kindbett gestorben, einen Tag nach ihrem Sohn.«

»Der arme Mann«, flüsterte Mama.

Ich musste sie bewundern für die brillante Darstellungskunst, mit der sie Mitgefühl zeigte, während sie innerlich über den vakanten Posten jubilierte, den sie mit Emilia besetzen würde.

Der Major betrachtete schweigend meine Schwester, deren Blick auf dem Bildnis haftete.

»Ist es nicht sehr einsam auf so einem brasilianischen Landsitz?« Die Richtung, die meine Mutter jetzt einschlug, ließ mein Herz rasen.

»Und gefährlich?«

Der Major räusperte sich. »Fazenda«, sagte er. »In Brasilien sagen wir Fazenda.«

»Wir?«, fragte Mama lauernd.

»Sollte ich es versäumt haben, mich Ihnen als Sondergesandter des brasilianischen Kaiserreichs bekannt zu machen?«

Weder konnte ich mir vorstellen, dass er es versäumt, noch dass Mama es überhört haben könnte. Um es auf den Punkt zu bringen – ich glaubte ihm kein Wort. Wir sahen ihm zu, wie er ein Glas Wein leerte. Offenbar bemühte er sich, der Erschöpfung entgegenzuwirken, die in den sich vertiefenden Falten zwischen Nase und Mundwinkel sichtbar wurde.

»Sollten Sie Sicherheiten verlangen, Madame, so bin ich darauf vorbereitet.«

Ich hoffte sehr, er hatte jetzt mehr zu bieten als eine kleine Porträtmalerei, denn meine Mutter schien trotz aller Bereitschaft, sich von den Aussichten verzücken zu lassen, mit einem Mal doch etwas skeptisch. Vielleicht dachte sie an Mister Jersey und seine Pläne von Weltgeltung.

Mit einer kleinen Verbeugung reichte ihr der Major einen Brief mit gebrochenem Siegel.

Ich stand auf, um mit Mama gemeinsam die Zeilen einer Note zu entziffern, und erstaunlicherweise ließ sie es zu.

»Lieber Major, guter Freund«, las sie.

Ich sende Ihnen hier einen Brief des Kaisers eingeschlossen, mit dessen Inhalt Sie sehr zufrieden sein werden.

Leopoldine

»Leopoldine – wer ist das?«

»Ihre Majestät, die Kaiserin von Brasilien.«

»Sie schreibt Ihnen in deutscher Sprache?«

»Sie stammt aus dem Hause Habsburg, eine Tochter von Kaiser Franz I.«

»Das klingt nach komplizierten Verhältnissen«, sagte Mama.
»Ich habe bislang noch so gar nichts von einer brasilianischen Kaiserin gehört, die aus Österreich kommt.«

»Ich werde Ihnen gern ausführlich berichten, sollten wir uns auf eine weitere Zusammenkunft einigen können. Und bis dahin muss ich Sie bitten, sich mit einer entscheidenden Frage zu befassen: Sind Sie bereit, sich auf ein Abenteuer einzulassen, Madame?«

Während ich die Luft anhielt, sah meine Mutter auf, vielleicht um sich mit dem Anblick von Emilias stummer Ergebenheit zu beruhigen. Doch Emilia war nicht mehr da. Unbemerkt von uns allen, die wir – jeder für sich – unsere Pläne verfolgten, war sie einfach verschwunden.

Der Major verließ uns mit der Ankündigung eines weiteren Besuches, sobald dies gewünscht sei. Er küsste Mama zum Abschied die Hand und bat sie um eine Depesche in den kommenden Tagen. Noch nie hatte ich Mama so fahrig gesehen. Sie erhob nicht einmal Einwände, als ich dem Major nachlief. Ich wünschte so sehr, dass alles wahr werden würde, doch ich hatte auch Angst um Emilia.

Ich erreichte ihn an der Pforte, wo er sich gerade – stauenswert behände für einen Mann seines Alters – in den Sattel seines Pferdes schwang. Es ärgerte mich, dass ich zu ihm hinaufsprechen musste, zumal ich außer Atem war.

»Wenn Sie lügen«, sagte ich, »wenn Sie irgendetwas vorhaben, was meiner Schwester schadet, dann bringe ich Sie um.«

Ich hatte mit einer schroffen Entgegnung gerechnet, doch sie blieb aus.

»Was hätte ich davon zu lügen, junge Dame? Welchen Vorteil sollte ich mir damit verschaffen wollen?«

»Das weiß ich nicht. Aber Sie wissen meine Mutter gut einzuschätzen und wie man sie beeinflussen kann. Das finde ich verdächtig.«

»Das ist nicht verdächtig, mein Kind, sondern Lebenserfahrung. Ich kenne mich aus mit verschuldeten Damen.«

Ich meinte, dass seine Augen traurig waren, und es verwirrte mich. Er gab seinem Pferd die Sporen, dass es einen Satz machte.

»Wenn wir uns wiedersehen, erzähle ich von Brasilien«, rief er.

Auch mich wusste er offenbar gut einzuschätzen. Zumindest ein wenig.

Dies war die erste Nacht von vielen, in denen ich Emilia sagte, dass ich alles zu tun bereit war, wenn sie sich nicht zum Subjekt eines möglicherweise faulen Handels machen wollte. Mit immer der gleichen Bewegung zog sie dann ihren langen Zopf über die Schulter nach vorn, löschte das Licht und sagte, sie wolle.



Die drei Monate, die der Major uns Zeit gab, um alles vorzubereiten, gingen vorüber wie ein Wimpernschlag, und noch immer kam mir alles ganz und gar unwirklich vor. Es ging uns allen so, und in den verbleibenden Tagen wurden wir immer schweigsamer. Unser letztes Abendessen in unserem Sommerhaus war die stillste Mahlzeit, die ich je an einem Tisch mit meiner Mutter eingenommen hatte. Wir schickten Katrine fort

und sagten ihr, wir würden uns selbst bedienen, weil sie nicht aufhören konnte zu weinen. Sie war doch in allem länger bei uns, als ich denken konnte. Selbst Mama sah ich am Tisch ihre Hand drücken, das mag verdeutlichen, in welcher Verfassung auch sie sich befand. Einige Male hatte ich sie in den vergangenen Tagen allein in der Laube sitzen sehen, eine Stickerei im Schoß, mit der sie sich nicht beschäftigte.

Vielleicht hat sie da an Papa gedacht und war trauriger geworden, als man es ihr im Allgemeinen zutraute. Vielleicht dachte sie an ihre Ungeduld mit ihm, als er nach dem drohenden Untergang des Tuchhandels Breker ein anderer wurde. Als er sein sicheres Wesen verlor, als er mehr und mehr verstummte.

Mein Vater war derjenige, dem ich mit meinem ersten Schmetterling, dem Admiral, eine Freude hätte machen können, obwohl es nicht mehr allzu viel gab, was ihm nach der Franzosenzeit Freude machte. Damals wurde die Abgeschiedenheit des Kontors zu Vaters Welt, in die er täglich verschwand und aus der er oft mit grauem Gesicht und versteinernerter Miene wieder herauskam, sodass ich mich lange fragte, welchen Schrecken und Widrigkeiten er in dieser holzgetäfelten Eremitage begegnete. Seinen Gram hörten wir aus Worten, die »Kontinental Sperre« und »Handelskrise« hießen, deren Bedeutung wir nicht erfassten und die wie Spinnen durch unser großes Haus mit seinen vielen Winkeln und Nischen huschten. Mama träumte in jener Zeit davon, mit einem Überseeereeder verheiratet zu sein, denn der hätte mit ihr schon längst das Land verlassen, dann wäre sie jetzt in Savannah wie die Brüder Hirschfeld mit ihren Frauen und hätte sich nicht von den Franzmännern das letzte Hemd ausziehen lassen müssen. Das hatten wir sie in die Tiefen ihrer Plumeaus hineinschluchzen hören, damals, als wir uns von der Equipage, vier von sechs Pferden und der halben Dienerschaft trennen mussten.

Damals versteckten wir uns vor den elterlichen Kümernissen im Lager zwischen den felsenhohen Tuchballen oder ritten auf ihnen mit der Idee, es seien Elefanten. Dann nannten wir uns Hannibals Töchter und brachten Napoleon zur Strecke, von dem Mama heute sagt, ihm hätte Bremen immerhin seine Chausseen zu verdanken.

Die Gezeiten des Kaufmannslebens haben meinen Vater auf dem Gewissen. Die Ebbe der Konjunkturen in der Franzosenzeit hatte ihn krank gemacht, und die sachte einsetzende Flut danach hatte ihn nicht mehr aufleben lassen. Die Befürchtung, dass alles verlustig gehen könnte, nagte an ihm wie ein böses Tier. Jede Silberkanne, die Mama in dieser Zeit anschaffte, trieb ihn in das Kontor zum Rechnen. Es war seine Schwäche für Mama, die ihrer Anschaffungslust keinen Einhalt gebot. Mamas Schwäche war es, unerfreulichen Wahrheiten nicht ins Auge zu blicken, und so erwarb sie immer weitere unnötige Dinge. Als das kalte Fieber meinen Vater erwischte, kaufte Mama einen Distelfink, damit dieser die Krankheit von ihm fortnehmen sollte. Er schaffte es nicht, der Distelfink, obwohl ich ihn abwechslungsreich mit Insekten fütterte, Philine in einer Sämerei an der Schlachte Distelsamen für ihn auftrieb und Emilia täglich den Käfig sauber machte.

»Ach, Rieke«, sagte mein Vater, und Mama weinte, weil er sie schon lange nicht mehr so genannt hatte. »Nun wird alles darüber- und heruntergehen.«

Es ist gekommen, wovor er uns bewahren wollte, und es schnürt mir die Kehle zu, weil es mir doch so gefällt, das Herüber und Darunter, weil ich in schönster Aufregung deswegen bin. Ich hoffe sehr, dass Vaters Tod dafür nicht die Bedingung war, sonst muss ich mich bei jedem glücklichen Gedanken an Brasilien für einen schlechten Menschen halten.

Dabei wusste ich von Brasilien immer noch so gut wie nichts,

denn schließlich war nur einen Abend lang Zeit, den Major zu befragen. Er setzte uns über die Kaiserin ins Bild, vor allem wie sehr sie den Kampf für die Unabhängigkeit Brasiliens unterstützte. Mamas Vorstellungen über die Gepflogenheiten von weiblichen Majestäten entsprach dies nicht, und sie erkundigte sich nach dem Klima. Ihre Gedanken kreisten fortgesetzt um die passende Garderobe.

»Sie werden sich allerdings bald auf eine andere Weise kleiden, als Sie es bislang gewohnt sind, Madame«, antwortete der Major etwas vage.

»Das steht zu befürchten«, sagte Mama, »wenn ich nur wüsste, auf welche?«

Der Major empfahl leichte Stoffe. Mama ließ in den verbliebenen Lagerbeständen des Tuchhandels Breker nach Musselinen, Kattun und feinem Leinen suchen, und Emilia nähte sich fortan die Finger wund. Seit wir im Sommerhaus wohnten, war sie unsere Schneiderin geworden, Mama fand sie sehr talentiert.

»Ach, das ist nichts. Was ich kann, hab ich nur von der Hauschneiderin abgeschaut«, sagte Emilia. Es fällt ihr schwer, sich zu freuen, wenn man sie lobt.

Es würde also heiß sein in Brasilien, zumindest darauf waren wir vorbereitet, und über Weiteres haben wir wenig erfahren. Bei Naturschilderungen geriet die Erzählkunst des Majors an Grenzen. Er sprach etwas einfallslos über Pflanzen von üppigem Wuchs und Schmetterlingen von beachtlicher Größe. Die Aufzählung bemerkenswerter Tiere ging mir viel zu schnell. Nun wusste ich nur von Tapiren, Brüllaffen und Jaguaren, von denen die Kaiserin zuweilen einige nach Wien zu ihrem Vater schicken ließe, damit er sie in Schönbrunn sammeln kann. Von den Schätzen Brasiliens sprach der Major schon etwas präziser, zu den Gold- und Silbervorkommen nannte er sogar Zahlen und beschrieb uns die aberwitzigsten Diamanten, das Wort »prachtvoll« fand häufige Verwendung.

Ich wollte mehr wissen, viel mehr, als der Major uns an diesem letzten Abend mitteilte, bevor er nach Wien und an andere Orte zu reisen hatte, und gäbe es noch jemanden wie den Unaussprechlichen in unserem Haus, er hätte mir Bücher gebracht, alle, die über Brasilien zu finden sind.

Natürlich stieß ich bei Mama auf keinerlei Verständnis.

»Warum willst du über etwas lesen, was du bald selbst sehen wirst?«, sagte sie. Vergebens flehte ich sie an, mich nach Bremen mitzunehmen, damit ich die Buchhandlung aufsuchen konnte – nicht einmal Kosten hätte es ihr verursacht. Ich wäre bereit gewesen, mich von einigen Exemplaren aus Vaters Mineraliensammlung zu trennen.

Ich versuchte es ein letztes Mal, als Mama nach Bremen fahren musste, um unser Haus in der Lange Straße neu zu vermieten. Die Leute, die es in den vergangenen Jahren bewohnten, hatten es kaufen wollen und mit unserer Knappheit der Mittel kalkuliert. Doch nachdem Mama unter dem Einfluss von Vaters alten Freunden standhaft geblieben war, zogen sie aus und kauften woanders. Wie ich sie kenne, die Herren – Senator Stüve und die beiden Kaufleute Amelung und Rüter –, hielten sie unsere Mutter für vollkommen übergeschnappt wegen Brasilien und versuchten das Schlimmste zu verhindern: dass sie ihrer festen Güter verlustig ging.

Doch man war ihr zugetan in alter Güte und verstieg sich sogar in Scherze. Man wollte von ihr wissen, ob wir uns vom Major als Kolonisten haben werben lassen, denn das sei seine Mission für Brasilien. Ich habe die Herren das fragen hören, als sie Mama im August aufsuchten und auf der Flucht vor Hitze und Wespen ihr Gespräch im Inneren des Hauses führten.

Wenn die Tür zur Stube sich öffnete, weil Katrine rote Grütze mit Rahm oder Kaffee servierte, hatte ich Gelegenheit, von der Treppe nach oben aus das Gesagte ein wenig mitzuverfolgen.



Kerstin Cantz

Die Schmetterlingsjägerin

Roman

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 496 Seiten,

13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-453-29038-9

Diana

Erscheinungstermin: Mai 2008

Opulent, spannend und voller Magie

Nele, die junge Kaufmannstochter aus Bremen, segelt 1824 mit Mutter und Schwester einem großen Abenteuer entgegen: Brasilien, ein Land voller Zauber, in dem sie ihre Studien über Schmetterlinge fortsetzen kann. Noch ahnt Nele nicht, dass die Reise sie an den brasilianischen Hof führen wird, wo dunkle Machenschaften ihr Schicksal mit dem der unglücklichen Kaiserin verbinden ...

Die Verheiratung ihrer Schwester bringt die passionierte Schmetterlingsjägerin Nele unverhofft nach Brasilien. Kaum angekommen, wird sie der aus Wien stammenden Kaiserin Leopoldine vorgestellt, die Nele schnell ins Herz schließt. Als Gesellschafterin wird Nele zur Vertrauten der von Einsamkeit und Heimweh geplagten Leopoldine. Auf Streifzügen durch die wilde Natur flieht die Kaiserin vor den Erniedrigungen durch ihren Mann und seiner machtgerigen Mätresse. In ihrer Not gesteht Leopoldine, dass sie sich nichts sehnlicher wünscht als die Rückkehr nach Europa. Nele ersinnt einen Fluchtplan mit verhängnisvollen Folgen ...